Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Der Braunbär in Graubünden

Autor: Metz, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Braunbär in Graubünden

von Christian Metz

Redaktionelle Vorbemerkung

Der «Bär in Graubünden» wird im Laufe des nächsten Jahres Gegenstand einer Sonderausstellung im Bündner Naturmuseum bilden, und parallel zu diesem Anlass wird ein gewichtiges Werk, entspringend der jahrelangen Forschertätigkeit unseres Autors, im Desertina-Verlag unter dem Titel «Bären in Graubünden, eine Dokumentation» erscheinen. Wir haben deshalb unsern Autor ersucht, zu diesem interessanten und aktuellen Thema auch in unserm Periodikum zu berichten und freuen uns, nachfolgend seine Ausführungen veröffentlichen zu können. Sein Beitrag wird die Ungeduld des Lesers auf das Erscheinen der «Dokumentation» gewiss steigern. *P. M.*

I. Menschliches Erinnerungsgut Bären betreffend

Da der Braunbär seit jeher im europäischen Wald- und Berggebiet, in Graubünden bis Ende des 19. Jahrhunderts, als Standwild in Erscheinung trat, verwundert es nicht, dass dieses grosse Raubtier bis auf den heutigen Tag in volkstümlichen Überlieferungen, in Sagen und Märchen, aber auch in mündlichen Berichten und Schilderungen eine bedeutende Rolle spielt, eine weit grössere als bei jedem anderen grösseren Raubwild. Schon die Sprache – mündlich und schriftlich – hat den Begriff Bär in zahlreichen Umschreibungen aufgeteilt (der braune Mutz, der graue Herrscher im Walde, der wilde Sohlengänger, der Hüter des Waldfriedens u.v.a.). Allein solche Umschreibungen zeigen deutlich, dass der Bär aus dem tierischen in einen nahezu menschlichen Bewusstseinskreis gehoben wurde, er war oft mehr als nur ein Tier, wenn auch manchmal ein rabiater, gefährlicher Gegner.

In Arnold Büchlis «Mythologischer Landeskunde» wie auch in «Sagen aus Graubünden» vom selben Verfasser gibt es etliche Berichte, in denen Bären eine Rolle spielen. Hier soll eine Sage genügen:

Der Bub und der Bär

Ein Bub von Dardin kam von der Alp heim. Er trug eine Geisschämma, ein Halsband von gebogenem Rutenholz für Ziegen in der Hand. Bei der Brücke von Raveras trifft er einen Bären mit einem Jungen. Der kleine Bär will mit dem Halsreif spielen, wie die jungen Katzen tun. Aber der Bub wollte ihn mit der Chämma verscheuchen, und das Bärlein schlug darauf mit der Tatze. Die alte Bärin schaute zu. Vom Abhang auf der anderen Talseite hat ihnen ein Jäger zugesehen und hat geschossen, um die Bären von dem Buben wegzuscheuchen, und die Bären sind auch davongelaufen. Der Bub ist nach Hause gegangen und dort unter das Bett gekrochen, und nachher ist er krank geworden und früh gestorben. Der Bruder des Buben hat es mir erzählt.
(A. Büchli: Mythologische Landeskunde, 2. Teil, S. 243)

Auch in Erzählungen, Romanen und Gedichten kommt menschliches Erinnerungsgut aus Bärenzeiten zur Geltung, wie in J. C. Heers Roman «Der König der Bernina», in Andreas von Sprechers Roman «Donna Ottavia» u.i.a.

Es gibt aber auch heute noch in Graubünden mannigfaltiges Erinnerungsgut betreffend Bären, denken wir nur an die vielen Geschlechts-, Orts- und Lokalnamen, die auf Bär hinweisen, an die Wappen- oder Hausnamen, an Inschriften, Tafeln, Grabsteine, Schilder-, Brunnenfi-

guren, Wirtshäuser und viel anderes, das im Bärenbuch näher bezeichnet und teilweise auch bildlich dargestellt werden soll. Ungemein zahlreich sind in Bünden noch die Ortsnamen, die auf Bär zurückgehen, und zwar im deutschen wie im romanischen Sprachgebiet.

Es ist nicht verwunderlich, dass der Bär als Sinnbild urwüchsiger Kraft in der Heraldik in voller, stolzer, aufrechter Gestalt oder mit der Bärenpranke allein zur Geltung kommt. Zwar fehlt in den 39 Kreiswappen jede bärische Anspielung, auch in den unterengadinischen Kreisen, was etwas erstaunt, treten doch Tiere in der Gestalt des Steinbocks, des Greifes, des Löwen, des Einhorns, des Pferdes mit Reiter und – andeutungsweise – mit einem halben Flug als Schildfigur in Erscheinung.

Hingegen finden wir in den Gemeindewappen Andeer, Portein, Uors (Lumnezia) und Zernez den Bären als heraldisches Element.

Ausser in diesen vier Gemeindewappen erscheint der Bär in vielen Bündner Familienwappen – entweder in seiner ganzen imponierenden Gestalt (Mazolt von Zillis), Peer von Scuol, oder nur mit der Pranke wie im Planta- und Sprecherwappen.

Hier sei auch erwähnt, dass der Politiker Gaudenz v. Planta (1757–1834) «der Bär» genannt wurde, wohl seiner kraftstrotzenden, robusten Gestalt wegen.

So gibt es viele Hinweise, Daten, Fakten und Namen, die mit dem Begriff «Bär» zu tun haben.

II. Wie der Chronist Ulrich Campell Mitte des 16. Jahrhunderts die Alpenbären in Graubünden beschrieb

Ziemlich genau 300 Jahre vor Tschudis Klage über das Vordringen der Kultur über die natürlichen Gegebenheiten hatte Ulrich Campell in seiner «Topographie von Graubünden», die etwa um 1750 entstanden ist, ein wesentlich weniger pessimistisches Bild gezeichnet, das sich freilich völlig auf die irrigen Aussagen des römischen Schriftstellers Plinius des Jüngeren stützte. Dass Campells Beschreibung beispielsweise über die Lebensweise des Bären ungenau oder falsch war, wurde später von einheimischen Jägern bestätigt. Volk und Gelehrte hegten also im 16. Jahrhundert noch teilweise falsche Vorstellungen vom Leben der Bären, die im rätischen Alpengebiet noch in Menge, und zwar in kräftigen und wilden Exemplaren vorgekommen sein sollen.

Campell beschreibt den Bären wie folgt:

«Ein einziger Bär greift eine grosse Herde Vieh furchtlos an und wirft starke Stiere, wie auch mutige Pferde zu Boden, tötet sie auf die grausamste Weise und zerfleischt sie. Wo sich eine dieser furchtbaren Bestien gezeigt hat oder bemerkt worden ist, hat man sofort das Volk aufgerufen und die Bären auf das unerbittlichste verfolgt.

Die Begattung erfolgt bei den Bären zu Anfang des Winters, ihr folgt der Rückzug in die Winterhöhlen. Am dreissigsten Tag wirft die Bärin meist vier bis fünf Junge. Diese bilden eine weisse, ungeformte Fleischmasse, etwas grösser als Mäuse, ohne Augen und Haar. Aus der Fleischmasse ragen nur die Krallen hervor. Durch Lecken gibt die Mutter der Fleischmasse allmählich eine bestimmte Form. Es ist nichts seltener, als eine Bärin bei der Geburt zu sehen.

Während die Bärenmännchen sich nur vierzig Tage verborgen halten, ist es bei den Bärenmüttern vier Monate der Fall.

Wenn sie keine Höhlen haben, so erbauen sie aus einem Haufen von Zweigen und Buschwerk solche, die für die Regengüsse undurchdinglich und mit weichem Laub belegt sind. Die Bärinnen wärmen die starren Jungen, indem sie dieselben an ihre Brust pressen, gerade wie die Vögel die Eier bebrüten.

Im Frühjahr kommen die Bären aus ihren Höhlen hervor, und zwar die männlichen sehr fett, wofür sich kein Grund angeben lässt. Ihre Augen werden häufig recht schwach, und der schwächste Körperteil beim Bären ist der Kopf, der beim Löwen der stärkste ist. Wenn sie daher im Drange der Not sich von einem Felsen stürzen wollen, so werfen sie sich hinunter, indem sie jenen mit den Vordertatzen bedecken, dennoch werden sie durch diesen leichten, abgeschwächten Stoss, bisweilen sogar durch einen Faustschlag getötet. Sie schreiten auch auf zwei Füssen einher und klettern rückwärts von den Bäumen herab. Stiere ermüden sie durch ihr Gewicht, indem sie sich mit allen Füssen an deren Kopf und Hörner hängen, und mit den in die Flanken geschlagenen Tatzen reissen sie, wie der Fleischer mit den Händen, das Zwerchfell und die Eingeweide heraus, weiden die getötete Beute aus und zerfleischen sie. Besonders seinen Vorderfüssen wohnt, gleich muskulösen Armen, eine auffallende, fast unglaubliche Kraft inne.»

Für Campell und seine Zeitgenossen war der Bär vor allem noch die reissende Bestie, der grausame Gegner von Nutztieren und Men-

schen. Nur Männer von aussergewöhnlicher Stärke durften es wagen, sich in einen Kampf mit einem Bären einzulassen, und fast immer blieb das siegreiche Bestehen eines solchen Kampfes für den Menschen eine reine Glückssache.

Campells Bärenbeschreibung ist – gemessen an unseren heutigen Kenntnissen vom Bärenleben – recht ungenau. Dabei ist freilich zuzugeben, dass wir unsere Kenntnisse zum grössten Teil den Bärenhaltungen in Wildgehegen und Zoo-Anlagen verdanken, denn in unserem Alpengebiet sind die Bärenbeobachtungen in der freien Wildbahn nur aus der schneefreien Zeit auf sogenannten Jagdgängen oder auf Weidegängen von Hirten bekannt. Solche Begebenheiten dauerten fast immer nur kurze Zeit und endeten entweder mit rascher Flucht des Bären oder mit dem Zusammenbrechen des Tieres auf den Anschuss. Falls der Bär nur angeschossen war, endete es mit dem Verschwinden im Gehölz oder Felsengewirr und nachfolgendem Verludern. Mitunter wurden bei solchen Begegnungen auch Jungbären beobachtet, wenn die Bärin sie noch in ein Versteck oder gar auf einen Waldbaum zu treiben und damit in vermeintliche Sicherheit zu bringen versucht hatte. Dass junge Bärlein äusserst lebhafte, verspielte und neugierige Tierlein sind, hat mancher Jäger feststellen können, auch wenn die Beobachtungsmöglichkeit nur kurz war.

Campells Aufzeichnungen entsprachen gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch insofern nicht mehr der Wirklichkeit, als die Zahl der in Bündens Bergwelt lebenden Bären viel geringer geworden war. Der einst als Standwild in grosser Menge vorkommende Bär war um 1900 herum nur noch in ganz wenigen Exemplaren existent und 1904 mit dem letzten Abschuss ausgestorben. «Ungeheure Exemplare» hatte es wohl schon längst nicht mehr gegeben. Zurückgeblieben war ein eher kleinwüchsiger Braunbär, wobei die schwersten Tiere kaum mehr als 250 kg wogen. – Auch ihre «Blutgierigkeit und Grausamkeit» scheint erheblich nachgelassen zu haben, kam es doch gelegentlich vor, dass Bären, die Viehherden angriffen, von schreienden Hirten oder bellenden Hunden in die Flucht gejagt werden konnten.

III. Wie Ulysses v. Salis-Marschlins die Alpenbären beschrieb

Von Ulysses v. Salis-Marschlins, dem ökonomischen Patrioten im 18. Jahrhundert besitzen wir eine recht gründliche Beschreibung der Bären in Graubünden und im Veltlin. Sie wurde 1788 verfasst und stützte sich höchst wahrscheinlich auf die Beobachtungen von Jägern, wobei auch der Irrtum des Plinius, der Bär sauge während der Winterruhe an seinen fetten Tatzen, ohne Einschränkung übernommen wurde, also bestehen blieb. Und dies am Ende des 18. Jahrhunderts. Salis beschrieb wie folgt:

«Es gibt zwei Bärenarten: eine schwarze, die grösser und sanfter ist und mit derjenigen übereinstimmt, welche die Schriftsteller «Grasebär» oder «Ameisenbär» nennen, und eine kleinere, welche rot ist und viel grausamer ist und von einigen Pferdebär genannt wird. Sie ist besonders lüstern nach Honig und wird deswegen auch etwa «Honigbär» genannt. Die grössere Art bewohnt das Veltlin und die kleineren Nebentäler, die kleinere Art lebt besonders im Malenchertal. Beide Arten fressen gerne Fleisch, doch begnügt sich die grössere Art gerne mit anderer Nahrung, während die kleinere Art das Fleisch mit Begierde aufsucht. Die kleinere Art ist auch viel mutiger als die grössere und scheut den Menschen wenig, zudem hat sie auch einen längeren, schmächtigeren Kopf und gleicht dem äusserlichen Aussehen nach einem grossen Schwein nicht wenig. Im Bergell soll die grössere Art seltener als die kleinere angetroffen werden.

Beide Arten schlagen ihre Wohnung in den dichten Waldungen auf, welche sie nur nachts verlassen, um ihrem Raube nachzugehen. Am Tage wird man sie – ausgenommen im Falle eines starken Hungers – wenig antreffen, doch immer die rote Art mehr als die schwarze. Im Frühling nähren sich beide von jungaufkeimendem Korn oder auch von dem fetten Grase, das neben den Maiensässen und Alphütten gerne aufschiesst (Blaktenkraut). Sie wagen sich alsdann besonders an den jungen Roggen, freilich nur des Nachts, aber bis nahe an die Häuser. Die rote Art scheut sich auch nicht, in den Maiensässen, wo sie Vieh in den Ställen merkt, dasselbe anzugreifen, besonders wenn sie keine Menschen vermutet. Die Türen müssen fest verschlossen sein, wenn sie dieselben nicht einbrechen sollen. Die schwarze Art verschlingt gerne die Ameisenhaufen, die sie begierig in den Wäldern aufsucht, ob es aber in der Absicht sei, den Magen und die Gedärme zu

säubern, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, will ich dahingestellt lassen.

Im Sommer ziehen sie in die Höhen und nähren sich, besonders die rote Art, von allerei Vieh, das sie in den Alpen rauben. Diese Art macht ihr tägliches Geschäft daraus, nur dem Vieh nachzustellen, indessen die schwarzen Bären eine Beute, die ihr ohne Gefahr in die Klauen kommt, nicht fahren lässt, allein sich auch in den Wäldern genugsam mit Gras, Ameisen und allerlei Früchten von Stauden nährt, besonders ist er ein grosser Liebhaber von Erdbeeren, und es hat sich schon einigemale zugetragen, dass er den Mädchen, die im Sommer diese Frucht in den Wäldern zum Verkauf zusammenlesen, dieselbe aus den Körbchen neben der Person weggefresseen hat. Im Herbst ziehen beide Arten wieder gegen das Tal herunter, und da das Vieh alsdann zu nahe an den menschlichen Wohnungen sich aufhält, so werden sie nun den zur Reife kommenden Früchten aufsätzig. Besonders ist ihnen das Heidenkorn ein sehr angenehmer Leckerbissen, nicht weniger Schaden richten sie unter den Kastanien, dem Türkenkorn und den Trauben an, und zu diesem Zwecke wagen sie sich sehr weit ins Tal hinunter und werden nachts nicht selten, in der Nähe der Wohnstätten, in Äkkern und Weingärten angetroffen. Sobald aber der Winter wirklich einbricht, so begeben sie sich in ihre dichten Waldungen zurück und verkriechen sich in die Höhlen, die sie unter einem Felsen oder grossen Baum gegraben haben. Diese sind mit Moos, Laub, Gras, Stengel und Zweigen wohl versehen, aber ganz kunstlos gemacht. Hier bleiben sie drei Monate lang in denselben, ohne herauszukommen. Einige behaupten, dass sie daselbst unbeweglich wie die Murmeltiere schlafen, andere hingegen sagen, dass sie während der Zeit beständig an ihren fetten vordern Tatzen saugen. Diese führen zum Beweise an, dass sie mit eigenen Augen gesehen haben, dass der Bär allemal, wenn er sich niederlässt, an denselben lecket.

Der Bär hat ein sehr plumpes Aussehen und ist doch alles andere als träge. Er kann auf die Bäume hinaufklettern wie eine Katze, besonders tun dies die Jungen gern. Nur ist es spasshaft anzusehen, wie sie von den Bäumen wieder rücklings herunterkriechen, weil er sich mit grosser Sorgfalt an alle Äste klammert und eine grosse Angst hat herunterzufallen. Die Ursache, warum er gern auf die Bäume klettert, mag einesteils die Nahrung sein, weil er gerne Kastanien frisst. Da man sie aber ebenso oft auf Nadelholz antrifft, so schreibe ich sie teils auch seiner Gewohnheit zu, die Gegend auszuspähen, was ein Bär immer tut, wenn er auch nur eine Anhöhe erreicht hat. Auch steht er mit grosser Leichtigkeit auf den hinteren Beinen, wie jedermann weiss, und dies tut er beständig, wenn er Menschen und grosses Vieh angreift. Aber nichts beweist seine ihm nicht anzusehende Geschwindigkeit besser als die grosse Schnelligkeit, mit welcher er in der Ebene und besonders bergan läuft, wo ihm gewiss so wenig die Menschen als andere grosse Tiere nachkommen mögen. Deswegen hat ihm die Natur auch vorne kürzere Beine als hinten verliehen, so dass er dafür im Heruntersteigen sehr langsam ist und man ihm abwärts leicht entfliehen kann.

Die unbegreiflichen Streifereien, die er in einer Nacht ausübt, zeugen genugsam, wie ihm das Laufen gelingt. Im Sommer durchstreift er sieben bis acht Alpen, bis er eine findet, wo er leicht rauben kann, und dies beträgt immer acht bis zehn Stunden.

Wenn er, vom Hunger oder vom Schreck getrieben, stark gejagt wird, macht er noch längere Reisen und besucht oft Gegenden, wo er nie zu Hause ist und die wohl zwölf bis achtzehn Stunden von seiner eigentlichen Heimat entfernt sind. Er verlässt sie aber in einer andern Nacht ebenso geschwind wieder und kehrt zu seinem alten Nest zurück, dem er auf die Länge nie untreu wird.

Die Art, wie der Bär ein Stück Vieh anfällt, beweist auch seine Vorsichtigkeit. Selten packt er es vornen an oder es müsste ein sehr schlechtes Aussehen haben. Meistens springt er ihm von hinten auf den Rücken und schlägt ihm seine Klauen fingersdick in denselben, so dass das Tier in kurzer Zeit zu Boden fällt. Dünkt es ihn aber gar zu stark, so ermüdet er es zuerst mit Herumjagen oder zwingt es in einen gefährlichen Pass, wo es sich entweder tot- oder wundfällt und springt dann auf dasselbe. Alsdann zerreisst er es, als wenn er ein Metzger wäre, frisst zuerst das Euter und dann die Nieren. Kann er ungestört fressen, so frisst er sich satt und vergräbt den Rest in der Erde für ein andermal. Wird er aber gestört, so frisst er, was er kann und trägt, was er mag, davon. Gewöhnlich, wenn er ein Stück Vieh aus einer Herde genommen und zerrissen hat, so versammeln sich die übrigen Kühe nach erholtem Schrecken nahe an ihn und sehen ihm zu, ohne sich zu bewegen, schnauben und brüllen, als wenn sie Lust hätten, die Mordtat zu rächen, und es ist selten oder nie geschehen, dass ein Bär sich unterstanden hätte, sie zum zweitenmal anzugreifen. Aber sonderbar ist es, dass er auch mitten unter die Herde kommt, dass er ganz nahe an dem Vieh und bei den Hütten herumgeht, ja mitten aus der Herde ein Stück Vieh wegnimmt, ohne dass sie ihn merken, noch sich im geringsten bewegen, und dies geschieht recht oft, besonders bei anhaltendem Regen und bei dickem Nebel. Hat das Vieh alsdann keinen Geruch, oder was die Ursache davon ist, weiss ich nicht. Den Schafen ist er immer so aufsätzig als dem übrigen Vieh, ja er liest sie, wenn sie mit denselben weiden, gerne besonders heraus. In den Schafalpen sowohl als wenn dieselben nur unter der Wache eines Knaben oder Mädchens im Frühling oder Herbst auf die Weide gehen, tut er grossen Schaden. Auch packt er im grossen Hunger Pferde an, doch da sich dieselben wenn sie ein wenig wohl daran sind, mutig wehren, so lässt er sie eher als anderes Vieh ungeschoren. Furcht oder Misstrauen hat er am meisten vor dem Menschen, und nur wenn er verwundet ist oder Junge hat, wehrt er sich ge-

gen denselben. Allein auch hier muss man einen Unterschied zwischen beiden Arten machen. Die schwarze fürchtet den Menschen wirklich und lässt sich oft durch ein Kind mit Geschrei und Steinen verjagen, ja sie lässt oft sogar ihren Raub fahren, wie man verschiedene Beispiele hat. Die rote Art hingegen scheut sich nur vor den Waffen des Menschen, und ob sie ihn gleich auch unbewaffnet, wenn sie ungereizt bleibt, nicht angreift, so fürchten sie sich doch nicht, auch in seiner Gegenwart die Herden anzugreifen. Auch der Bär hat seine Zeiten, wann er mutiger und wann er furchtsamer ist. Das Männchen ist anfangs Herbst am furchtbarsten, hingegen Ende des Herbstes ohne Mut. Im Frühling ist das Weibchen hingegen schrecklich und bleibt es, so lange es Junge bei sich hat.

Das erstemal bringt die Bärin nur ein Junges zur Welt, dann zwei und auch etwa drei. Sie säugt dieselben sechs Monate lang und hat eine unglaubliche Sorgfalt für dieselben. Geht sie um Nahrung aus, so lässt sie die Jungen in der Höhle zurück. Führt sie sie ins Grüne, wo sie dann spielen und allerei possierliche Sprünge machen, so wird sie nie weit entfernt sein, und bei der kleinsten Gefahr wie ein Ochs brüllend und aufgerichtet erscheinen. Wir haben schon bemerkt, dass sie die Jungen auf die Bäume kriechen macht, wenn sie Feinde befürchtet. Die Jungen brauchen drei Jahre, um zu ihrer ganzen Grösse zu gelangen und bleiben im ersten Jahr fast immer um die Mutter, so dass man nicht selten vier bis fünf Bären beieinander antrifft. Allein nach dieser Zeit entfernen sie sich von der Gesellschaft und werden selbständige Tiere.

Diesem schädlichen Tier zu steuern, hat man kein anderes Mittel, als es entweder zu verjagen oder in Fallen zu fangen, oder sowohl durch allgemeine als besondere Jagden zu erlegen zu trachten. In den Alpen bedient man sich der Trompeten oder Hörner oder was grossen Lärm macht, durch welchen es vielmal leicht verjagt wird. Freilich ist nichts besser, als wenn man mit genugsam Pulver versehen ist und dann und wann, besonders nachts, starke Schüsse abfeuert, denn vor dem Pulver hat es einen starken Widerwillen und flieht, wo es dasselbe riecht. Aber meistens haben die Alpknechte keine Feuergewehre, weil sie die Erlaubnis dazu aus Liederlichkeit oder aus Armut nicht erkaufen, und vielmal wittert der Bär wegen des Wetters das Pulver nicht. Mit Fallen und Gruben werden wenige oder keine gefangen, entweder weiss man dieselben hier weder zu verfertigen noch zu richten, oder das Tier hat eine zu feine Nase, um darein zu kommen.

Was die allgemeine Jagd anbelangt, so werden dergleichen im Veltlin wenige angestellt, würden auch, weil das Land überall offen ist, wenig fruchten. Im Bergell hingegen geschieht es nicht selten, dass sich eine grosse Gesellschaft versammelt, die herzhaftesten und geübtesten Jäger stellen sich auf die Posten, wo der Bär wahrscheinlicherweise vorbei muss. Entweder wird er erlegt oder doch so erschreckt, dass er für eine Zeitlang aus derselben Gegend bleibt. So grimmig auch dieses Tier ist, wenn es gereizt wird, so ist sowohl das Veltlin als das Bergell mit Leuten vielfach versehen, die mutig genug sind, allein oder doch mit wenig auf die Jagd zu gehen. Ich habe nicht wenige Beispiele, die beweisen, dass es unserer Nation an Mut und Unerschrockenheit wahrlich nicht fehlt. Denn kein besserer Probstein davon ist als die Bärenjagd. Erstlich ist das Tier selber in einem Walde oder einer öden Gegend ein scheussliches Aussehen und ein tête à tête gar keine erfreuliche Begegnung, und fehlt der Schuss oder ist das Tier nur verwundet, so richtet es sich gleich auf und geht mit Wut auf seinen Feind los. Mit Fliehen, sofern es nicht abwärts erfolgen kann, richtet man wenig aus. Also muss man flink genug sein, nochmals zu laden, oder eine doppelte Flinte haben und einen zweiten Schuss versuchen. Nicht wenig Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart braucht es, diese schreckliche Bestie, aufgerichtet mit einem abscheulichen Gebrülle, gegen sich anrücken zu sehen und doch ohne zu zittern, ihr einen zweiten Schuss zu versetzen.

Aber was wird man sagen, dass unsere Jäger, da sie von doppelten Gewehren wenig wissen, wann sie den ersten Schuss gefehlt haben und nicht Zeit haben, zum zweitenmal zu laden, den Bären, wann er gegen sie kommt, mit festem Fuss erwarten und ihn, da er aufgerichtet ist, umfassen, dabei aber immer trachten, ihren Kopf unter den seinigen zu stecken und so mit ihm kämpfen und oft den Berg hinunter rollen, bis sie einer ihrer Kameraden erlöst? Dergleichen Zufälle sind schon manche in unsern Tälern geschehen.

Freilich kostet es den Jäger meistens ein paar Monate Krankheit weil ihn der Bär mit seinen Klauen, wo er ihn fasst, zerfleischt, und der Schrecken meistens erst hernach kommt und seine Wirkung tut. Im Veltlin geschehen dergleichen Kämpfe weniger, weil die Einwohner dieses Tales meistens gute Schützen sind, auch viel List im Aufpassen zu gebrauchen wissen, obschon vor nicht wenig Jahren ein solcher Kampf sich zugetragen, und der Jäger die Beweise davon lange an sich getragen hat. Im Bergell hingegen hat man nicht wenige Beispiele von Bärenkämpfen, welche den Mut dieser Einwohner beweisen.

Was die Jäger zu dieser Jagd reizt, ist der gute Gewinn, den sie von einem erlegten Bären haben. Im Bergell gibt die Obrigkeit für jeden getöteten Bären fünf und fünfzig Gulden Belohnung. Nicht wenig gewinnen sie, wenn sie mit der ausgestopften Haut herumziehen und sie ums Geld sehen lassen. Zudem verkaufen sie die Haut meistens um einen Louis d'or und lösen aus dem Fleisch nicht viel weniger, denn man hat schon Bären geschossen, die 200 und mehr Pfund gewogen haben, so dass diese Jagd eine der vorteilhaftesten ist, und es die Mühe lohnt, ein wenig Mut und Tapferkeit dabei auf die Probe zu stellen.

Der bekannte Nutzen, den dieses Tier den Menschen bringt, wirft schwerlich den Schaden ab, den es densel-

ben verursacht. Sein Pelz ist freilich von trefflicher Güte, den man zu Schlittengeräten, Muffen, Pferdedekken und Pelzen braucht. Sein Fleisch ist eine sehr angenehme Speise, besonders wenn es geräucht wurde. Das Fett endlich wird in der Medizin gebraucht und soll für den Haarwuchs dienen. Dem allem ungeachtet wäre es ein grosser Nutzen für das Land, wenn man die Bären aus demselben verbannen könnte, wie die Wölfe aus England.»

In der 1809 in Zürich erschienenen «Naturgeschichte der in der Schweiz einheimischen Säugetiere» von J. Römer und R. Schinz bearbeitet, ist ein Kapitel auch den Bären gewidmet. Dabei halten sich die Autoren fast wörtlich an die Beschreibung von C. U. v. Salis-Marschlins, so dass sich hier weitere Auszüge aus dem erwähnten Werk erübrigen.

IV. Bären in Graubünden im 19. Jahrhundert

Soweit die Schilderung bärischen Lebens im Veltlin und in Bünden von Ulysses von Salis-Marschlins, das in den folgenden Jahrzehnten vermutlich sukzessive weniger lebhaft wurde, aber Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch Debatten im Grossen Rat auszulösen vermochte und einen Regierungsrat zu der wohl eher schalkhaften Äusserung veranlasste, dass man mit dem umfangreichen Strassenbau in Graubünden den Bären bequemere Pfade errichtet habe. Und noch im Jahrzehnt 1870–1880 waren die Gegenden von Mittelbünden – um Belfort herum – für Bären offenbar besonders anziehend, auch wenn Bärenabschüsse in diesen Gebieten eher gering waren. Darüber orientieren die Abschusstabellen für die einzelnen Regionen. Auffallend ist auch, wie in der Bündner Presse sich Berichte über Bärenvorkommen und Bärenabschüsse in den Jahrzehnten von 1840–1880 mehrten, wobei aber bestimmt lange nicht alle Vorkommnisse an die Zeitungen gemeldet wurden. Dieser oder jener Bärenerleger war zu bescheiden, um einen Abschuss in der Presse anzuzeigen, manchmal fehlte auch ein Berichterstatter, der das Ereignis in der Presse zu schildern vermochte, ein andermal war bei der ganzen Geschichte etwas schief gegangen, so dass man die Sache lieber nicht publik machen wollte u.a.m.

Eine Zusammenstellung der in der Bündner Presse im 19. Jahrhundert in Bünden erfolgten Bärenabschüsse ergibt die stattliche Zahl von annähernd 400 Tieren, wobei die meisten Abschüsse auf die Regionen Unterengadin, Münstertal, Bergell und Misox fielen, während in den Gebieten um Klosters und Klosters Alpen wohl recht häufig Bärenjagden stattfanden, aber höchst selten erfolgreich verliefen.

Das Bärenleben verlief gemäss den Schilderungen in der Presse ungefähr folgendermassen: Bär und Bärin lebten örtlich getrennt in natürlichen Höhlen oder in vorhandenen oder selbst gegrabenen Gruben unter Felsen oder alten Baumstrünken. Bär und Bärin kamen nur während ihrer Hitzezeit im Hochsommer zur Paarung zusammen, wobei die Tiere auch durch eine Drüsenabsonderung an festen Gegenständen ihren Standort markierten und den Partner oder die Partnerin auf die Spur führten. Nach der kurzen Paarungszeit zogen Bär und Bärin vermutlich recht bald wieder ihres eigenen Weges, auf der Suche nach Nahrung, die vom ungewöhnlich scharfen Geruchsinn in der starken Nase auch auf grössere Entfernung angezeigt wurde. Über das bärische Paarungsverhalten und über die Führung der Jungen wusste die Bündner Presse nichts zu berichten.

Das in einem wissenschaftlichen Artikel dem Bärengeschlecht zugeschriebene Setzen von Duftmarken an Steinen, Bäumen oder Sträuchern, das der Artfindung oder dem Abgrenzen des territorialen Besitztumes dienen mochte, dieses Verhalten wurde in unseren Bündner Bärengegenden nirgends beobachet, nirgends beschrieben, was natürlich nicht heisst, dass es unseren Alpenbären nicht arteigen war. Länger dauernde Bärenbeobachtungen mit wissenschaftlicher Auswertung wurden in unseren Bergen nie gemacht. Wenn Bär und Mensch in der freien Wildbahn zusammentrafen, dann handelte es sich wohl immer um Augenblickssituationen mit Flucht oder Abschuss, die keine Zeit liessen für Verhaltensstudien.

Der ungemein scharf ausgebildete bärische Geruchssinn führte die Tiere immer wieder zu

ausreichenden Futterquellen, wobei die Nahrungsaufnahme aus pflanzlichen Stoffen wohl vorherrschend war. Animalische Stoffe (Fallwild, Verluderungen u.a.m.) waren jedenfalls spärlich aufzufinden und Angriffe auf grösseres Wild oder auf Kälber, Rinder oder gar auf ein Pferd wurden sicher nur gewagt, wenn starker Hunger die Bären plagte. Besonders begehrt waren aber Ziegen und vor allem Schafe, wobei die Bären dann wirklich in bestialischer Art wüteten und eigentliche Verheerungen anrichten konnten. Nicht ungewöhnlich war, dass Kleinviehherden durch das Erscheinen und Angreifen von hungrigen Bären in panischen Schrecken gerieten und in wilder Flucht über Felswände hinunterstürzten, was für die Eigentümer natürlich grossen Schaden bedeutete. Dass nach solchen Schadenfällen der Bär ganz allgemein bei der Bauernschaft in schlechten Ruf geriet und wütend verfolgt wurde, ist begreiflich. Die Bündnerpresse musste verschiedentlich von solchen Vorkommnissen berichten.

Auch der Gehörsinn ist bei den Bären gut ausgebildet, weit weniger aber das Sehvermögen, was Bären nicht selten in bedrohliche Nähe einer Gefahrenquelle brachte, zumal dann, wenn besondere Umstände das normale Funktionieren von Geruch und Gehör einschränkten, wie z.B. Winde, Nebel, Regen, topographische Gegebenheiten u.a.m.

Um die nähere Umgebung besser erkunden zu können, besitzt der Bär die äusserst nützliche Fähigkeit, sich auf den Hinterbeinen zu erheben, vorwärts und rückwärts zu schreiten, Bäume zu erklettern und von hoher Warte Ausschau zu halten. Nicht selten konnten Bären von Bäumen heruntergeschossen werden.

In den schneefreien Zeiten, die für die Bären in den oberen Waldregionen etwa von Mitte April bis Ende November dauerte, waren die braunen Gesellen tagsüber wohl meist auf der Wanderung, die gewiss immer wieder unterbrochen wurde durch Ruhepausen auf sonnenbeschienenen Plätzchen, vom Graben nach Wurzeln und Kräutern, vom Ausräumen von wilden Bienen- oder Wespennestern, von Gelegen von Wald- und Alpenhühnern und anderen Beschäftigungen, die ja immer wieder dem Stillen eines unerstättlichen Bärenhungers zu dienen hatten und immer wieder war die feuchte Nase in die Luft zu strecken, wenn ein sonderbarer Geruch zu orten, zu finden und die Geruchsquelle auf bekömmliche Kost zu untersuchen war. Führte eine Bärenmutter auf solchen Lehrwanderungen Junge mit, so waren diese in mancher Hinsicht zu schulen, zu instruieren, anzuleiten und auf ein späteres Bärenleben vorzubereiten. So gingen Frühling, Sommer und Herbst vorüber, die Jahreszeit, die so viele Beeren und Früchte reifen liess, die aber auch die Wochen brachte, da es in den Bergen immer wieder knallte, unruhig, ja gefährlich war. Da war der Mensch, der unheimliche Bärenfeind, den musste man besonders gut kennen und lernen ihm auszuweichen oder ihn gar zu überlisten. Besonders gründlich kennen lernen mussten junge Bären die von Menschen errichteten und in Engpässen aufgestellten Quetsch- und Tellerfallen, die einem darin verfangenen Bären so entsetzliche Not und Qualen bereiten konnten. Junge Bären hatten ja so viel zu lernen, so viel zu prüfen und zu unterscheiden, dass eine Bärenmutter ständig anzuleiten, zu ermuntern oder abzuwehren hatte. Aber auch das Spielen, Balgen und Raufen musste gelernt werden, wo die Krallen einzusetzen waren oder wo man besser nur die starken Pranken einsetzte. Zu lernen war auch, wo man eine Schlafhöhle finden konnte, sie einrichtete, wo und wie man vor Nässe und Kälte Zuflucht suchte, wann man morgens ins Freie durfte und wann abends die Schlafhöhle aufzusuchen war.

So vergingen Frühling, Sommer, und schon wurden erste Herbstzeichen sichtbar, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger, und eines Tages, als ein harscher Wind die welken Blätter von Laubbäumen fegte, als graue Nebel um die Felswände strichen, dunkle Wolken die Bergspitzen einhüllten, fielen erste Schneeflocken, und es war Zeit für die Bären, ihre Winterhöhlen aufzusuchen. Sie taten dies, ehe der Schnee fusstief lag; der rechte Winter sollte erst einsetzen, wenn die Bären in ihren Höhlen vergraben und in Sicherheit waren. Keine Bä-

renspur im Schnee verriet den Zugang zu den Höhlen, die Bären blieben ungestört, aber nicht im tiefen Schlaf versunken. Es war nur Winterruhe, aber die Sinne blieben wach, auch wenn die Körperfunktionen auf ein Leistungsminimum reduziert waren.

Vielleicht stapfte dann ein verspäteter Bärenmann in der Nähe der Höhle umher und witterte die Insassen, versucht in die Höhle einzudringen, wurde aber durch drohendes Knurren und wütendes Prankenschlagen darüber belehrt, dass hier keine Zudringlichkeiten geduldet würden. In der Folge blieb es in der Höhle und in deren Nähe für Wochen und Monate ruhig, wenn auch die Bärin mit ihren zwei knapp einjährigen Jungen noch einige Male aus ihrem Halbschlafe aufgeschreckt wurden und an einem warmen Wintertag sogar einen kurzen Gang ins Freie wagten, aber recht bald umkehrten und wieder in ihren Halbschlaf fielen.

Eine Wetterregel aus dem Oberhalbstein hält denn auch fest: «Wenn der Bär an Maria Verkündigung (25. März) aus der Höhle kommt und es ist schön Wetter, so kehrt er wieder um, ist aber schlechtes Wetter, so bleibt er draussen». Dem Bären schrieb man also das Empfinden um den Frühlingsbeginn zu. Lichtmess und Maria Verkündigung waren seine Lostage.

Im Laufe des Monats April, je nach der Wetterlage, verliessen wohl auch die Bären in den oberen Berglagen ihre Höhlen oder Schlupflöcher endgültig, ein neues Bärenjahr nahm seinen Anfang. Im Hochsommer geriet die Bärenmutter in die Hitze, und da ein adulter Bärenmann sich heranwagte, das Paarungsspiel funktionierte, wurde die Bärin trächtig und konnte im Laufe des folgenden Januars oder Februars das Werfen von zwei–drei rattengrossen, blinden und unbehaarten Bärenjungen erwartet werden. Die beiden Jungen, die die Bärenmutter diesen Sommer noch führte und lehrte, mussten von ihr noch vor dem Aufsuchen der Höhle weggejagt, ihrem Schicksal überlassen werden. Auch im Bärenleben gab es eben unerbittliche Zwänge und brutales Gebaren.

Der Bär als das grösste, stärkste, die Menschen zuweilen, die Viehhaben oft bedrohendes Raubtier hat – wie der Steinbock – das menschliche Interesse auch hinsichtlich medizinischer Verwendbarkeit erregt. Von seinem Blut, seinem Fett, dem Bärenschmalz, von einzelnen Organen, seinen Zähnen, seinem dichtbehaarten Fell musste doch einiges dem Menschen zum Wohle gereichen.

Bereits der Römer Plinius pries das Bärenschmalz als probates Haarwuchsmittel. Dahinter steckte die Vorstellung, dass dem Kahlköpfigen des Haar gleich einem dichten Bärenfell wieder wachsen werde. Derselbe Autor empfahl die Bärengalle gegen Gliederschmerzen. Nach dem Jäger- und Volksglauben galten gewisse Zeitspannen zum Verarbeiten der bärischen Organe als besonders geeignet: Das Fett eines nach Michaelis (29. September), aber vor Andreas (30. November) erlegten Bären war das beste, weitaus kräftigste und am meisten begehrte, da es kurz vor der Winterruhe der Tiere gewonnen wurde. Die Bärenklauen indes, sollten sie als Schutzmittel richtig wirken, mussten von einem zwischen dem Gregorstag (12. März) und dem Georgstag (23. April) geschossenen Bären stammen. Während der Winterruhe nutzte der Bär seine Krallen nicht ab, weshalb sie im Frühjahr viel länger und ansehnlicher waren als im Herbst. Man trug die Krallen an einem Band um den Hals, damit sich die gewaltige Kraft des Bären auf den Menschen übertrug. Dasselbe glaubte man von durchbohrten Bärenzähnen. So ist es verständlich, dass die Bären im Laufe der Zeit auch aus diesen Gründen immer mehr dezimiert wurden, zumal man diesem Tier keine Schonzeit gewährte. Mit dem Aussterben der Bären auf Schweizerboden ging begreiflicherweise in der Jägerschaft, bei der Bevölkerung ganz allgemein, der Glaube an heilende Kräfte bärischer Organe und ihrer Produkte verloren, und heutzutage ist kaum mehr eine Erinnerung an solche Kräfte vorhanden.

Wenn man nun die einst auf Bündnerboden heimisch gewesenen Bären mit den noch heute in Nordamerika lebenden Braun- und Schwarzbären vergleicht, so fällt vor allem der

erhebliche Unterschied in Grösse und Gewicht auf. Die stärksten und schwersten auf Bündnerboden geschossenen Bären erreichten nur ausnahmsweise 250 kg und ca. 2 Meter Länge, während die amerikanischen Braun- und Schwarzbären doch bis 400 kg erreichen. Möglicherweise spielte das Nahrungsangebot eine wichtige Rolle. Für die amerikanischen Bären war und ist es bestimmt wesentlich reichlicher, als es für unsere Bündnerbären je gewesen ist. Denken wir nur an den ungeheuren Fischreichtum, der in den meisten amerikanischen Flüssen und Seen eine Nahrungsmenge bot, wie wir sie uns kaum vorstellen können. Auch das Angebot an vegetarischen Stoffen, an Wurzeln, Gewächsen, Knollen, Gräsern, Beeren, Früchten, wildem Honig usw. dürfte für unsere Alpenbären wesentlich geringer gewesen sein als für die Artgenossen in den Wald- und Weidegebieten Nordamerikas. Aber die unterschiedliche Nahrungsaufnahme allein kann wohl kaum der Grund für die Grössenunterschiede gewesen sein. Offenbar handelte es sich bei unseren Bündnerbären um eine kleinwüchsige Bärenart, die sich im Verlaufe des bärischen Entwicklungsganges herausgebildet hat.

Es ist denn auch verständlich, dass in Graubünden die Vermutung geäussert wurde, unsere Alpenbären seien degeneriert und damit zwangsläufig ohne jagdliche Einwirkung vom Aussterben bedroht. Diese Auffassung wurde noch am 11. August 1897 in einer Churer Tageszeitung vertreten, am 29. August aber in der selben Zeitung aufs entschiedenste abgelehnt.

V. Erinnerungsgut über Bären in der Bündner Presse

Erinnerungsgut über Bären sind auch die zahlreich in der Bündner Presse erschienenen Einsendungen über Vorkommen und Abschüsse von Bären. Die erste Pressenotiz erschien 1804, erst gegen die dreissiger Jahre wurden die Einsendungen zahlreicher, und etwa von der Jahrhundertmitte bis in die achtziger Jahre gab es eine Fülle von Berichten über Bärenabschüsse oder auch nur Bärenbeobachtungen. Sie wurden, weil sie offenbar in den ersten Dezennien in Graubünden und vor allem im heutigen Nationalparkgebiet und dessen Umgebung ein fast alltägliches Vorkommnis waren, der Churer Wochenpresse gar nicht gemeldet, doch ist die Anzahl der damaligen Abschüsse ganz bestimmt nicht geringer als die um die Mitte und das letzte Viertel des Jahrhunderts. So sind z.B. von den zusammen fünfzig Erlegungen der bekanntesten Unterengadiner Bärenjäger, wie Toutsch, Küng, Filli, Wieser, Brunies und Luzi längst nicht alle von der Churer Presse registriert worden, auch wenn sie in den Dörfern Aufregung verursacht hatten.

Die erwähnte Fülle von Pressemitteilungen seit etwa 1860 lässt nun den Schluss durchaus zu, dass der Bär in Graubünden bis gegen die Jahrhundertwende Standwild gewesen ist, auch wenn es schon nach 1880 merklich zu kriseln begann. Ich stelle mir anderseits vor, dass sich tatsächlich an Bärenvorkommen und -abschüssen mehr ereignet hat, als sich in den publizierten Pressemeldungen widerspiegelt. Dabei soll dieser «Dunkelposten» durchaus nicht mit dem Makel unweidmännischen Geschehens bedacht werden. Im Gegenteil, es ist hocherfreulich, wie wenig menschliche Schwäche gerade aus Bärenjägerkreisen in Erscheinung getreten ist. Wer sich auf ein Abenteuer mit einem Bären einliess, musste ein wackerer Mann, ein rechter Kerl sein, körperlich fit, innerlich gesund, stark und mutig. Die Bärenjäger gehörten sicher, was die physischen und charakterlichen Werte anbelangte, zur Elite unserer Bündner Jäger. Und doch führten gerade sie einen erbarmungslosen Vernichtungskampf mit immer wirksameren Waffen gegen einen wohl todesmutigen, aber fast wehrlosen Gegner. Es lag damals wohl noch im «Zuge der Zeit», dass der Bär, der erheblichen Schaden anrichten konnte, dass diese «Bestien» ausgemerzt werden mussten. Die Einsicht, dass man auch diesem Tier in unseren Bergen ein Lebensrecht zugestehen sollte, dass es zu schützen anstatt zu vernichten wäre, diese Erkenntnis kam leider zu spät.

Eine 1926 in der «Gasetta Ladina» veröffent-

lichte Abschuss-Statistik für die Jahre 1823–1862 führt 26 Bärenerlegungen und vier Fänge mit Fallen auf, über welche die Churer Tagespresse nichts berichtete.

Als Beispiel eine Einsendung im liberalen Alpenboten vom 15.9.1857

«Die Stutzer knallen wieder durch Berg und Thal und unsere Jäger benutzen die langersehnte Jagdzeit, ihr lange Zeit ungestörtes Wild, die Gemse, in alle Gipfel und Gräte hinauf verfolgen zu können. Für die Vermehrung der edlen Gemse in unseren Bergen und Thälern erweist sich der Jagdschluss wirklich vorteilhaft und obwohl zu jeder Zeit fremde Wildschützen auf unserm Gebiet gespürt werden, ist dasselbe doch ziemlich reich an Gemsen.

Allein nicht nur mit Gemsen sind wir gesegnet, sondern auch mit Bären, und dies ist anderseits ein Übelstand der Jagdverbote. Obgleich die Jagd auf dieselben zu jeder Zeit offen steht, welcher Jäger wagt es bei geschlossener Jagd mit Stutzer und Waidtasche durch Berg und Thal zu wandern und sich der Gefahr auszusetzen, der Jagdpolizei in die Hände zu fallen und gesetzlich dafür bestraft zu werden? Und doch büsst man zur Sommerzeit manches Stück Vieh ein, welches den Bären in die Klauen geräth. Hierfür findet man keine Abhilfe. Wie wir dermalen mit Bären gesegnet sind, beweist der gegenwärtige Herbst. Vor wenigen Tagen gerieth der Jäger J. Matheu von Remüs, die Fährte einiger Gemsen verfolgend, an einen jungen Bären, den er dann auch erlegte. Am 7. Sept. kam ein Sinser Jäger, Anton Valentin, in den gleichen Fall. Nachdem er dreimal auf Gemsen fehlgeschossen hatte, sah er auf etwa vier Schussweiten vor sich einen grossen Bären, der sich eben die Heidelbeeren wohlschmecken liess. Der Jäger näherte sich mutig dem Thiere, dies auf halbe Schussweite und schoss ihm eine Kugel in den Vorderleib, wo sie stecken blieb. Der Bär machte darauf noch einige Sprünge und der Jäger wagte es der sehr vorgerückten Tageszeit wegen nicht mehr, ihn auf seinem letzten Wege zu verfolgen. Am Tage darauf aber wurde der Bär mit Hilfe anderer Jäger unweit der Stelle, wo er geschossen wurde, aufgefunden und im Triumph nach Sins gebracht. Das Tier war weiblichen Geschlechts und wog über 3½ Ztr, also 175 kg.

Unser zu sehr beschränkendes Jagdgesetz begünstigt diese Bestien, welche sich ungestraft bei uns einnisten können. Auch werden die Jäger, welche sie erlegen, zu wenig prämiert. Es ist dies eine Lücke in unserer Jagdgesetzgebung, welcher in ein oder anderer Weise abgeholfen werden sollte.»

VI. Warum musste der Bär im schweizerischen Alpengebiet aussterben?

Das Aussterben der Braunbären im schweizerischen und damit auch im bündnerischen Alpengebiet hat bestimmt verschiedene Gründe. Der Bär hat nach seinem zwangsläufig erfolgten Rückzug ins Alpengebiet hinsichtlich seiner Ernährung immer an der Grenze seiner Lebensmöglichkeiten gelebt. Für ihn gab es nie Zeiten, wo er Nahrung in Fülle vorfinden konnte, keine rauschenden Bäche in denen ihm fettreiche Nahrung um die Nase schwamm, wie den amerikanischen Bären. Immer musste er auf der Suche nach genügend Nahrung sein, und mit dem Aussterben des Steinbocks vor Jahrhunderten, dem Rückgang im Hirsch- und Rehbestand vor der letzten Jahrhundertwende, dem Ausbleiben der Bergamasker Schafherden wurden die Möglichkeiten animalischer Nahrungsaufnahme immer geringer und konnte nicht durch verstärkte vegetarische Kost ersetzt werden. Das Bärenleben war ein Hungerleben, dem der Mensch mit immer besseren Schusswaffen immer bedrohlicher zusetzte, zumal er diesem Tier nie eine Schonzeit zugestand, es erbarmungslos bedrängte und auszurotten trachtete. Auch Fallen und Gift wurden in diesem Vernichtungskampf eingesetzt, wobei man ja auch die jungen Bärlein nur selten schonte.

Zudem wurde der Lebensraum der Bären durch die fortschreitende Kultivierung der landwirtschaftlich nutzbaren Bodenfläche geschmälert, gleichzeitig auch die schutzbietenden Wälder durch Kahlschläge intensiver genutzt und damit die Waldfläche reduziert, was alles die bärischen Lebensmöglichkeiten beeinträchtigte. Die zahlreichen Dorfbrände im letzten Jahrhundert mit den riesigen Flammenmeeren beunruhigten die Bären aufs heftigste und trieben sie aus der Nähe menschlicher Siedlungen in die sicheren Gebirgsregionen.

Besonders verhängnisvoll für das Leben des Bären war vor allem das Verbessern der Schusswaffen, die Umstellung vom Vorderlader auf das Hinterladergewehr, was das Sicherheitsrisiko für die Jäger reduzierte. Immer mehr Jäger wagten es, auf die Bärenjagd zu gehen, denn nach einem Fehlschuss hatte man mehr Zeit, um nachzuladen. Der berühmteste Bärenjäger Bündens, Giachen Küng, der

13 Bären erlegt hat, war ein wahrer Virtuose im Nachladen seines Gewehres.

Graubünden hat während Jahrhunderten etliche und länger dauernde Kriegs- und Krisenzeiten erlebt mit Brandschatzungen und Hungersnot. In solchen Zeiten war natürlich auch der Wildbestand aufs stärkste bedroht und damit die intensivere Jagd auf Raubtiere angebracht, was gewiss auch zur Reduktion des Bärenbestandes beigetragen hat. Alle diese Faktoren wirkten sich zusammen so tiefgreifend aus, dass die Bärenexistenz im einstigen Bärenland erlosch und nicht wieder Wirklichkeit wurde.

VII. Soll der Bär in der Schweiz wieder ausgesetzt werden?

Über die Frage, ob der Braunbär wieder in unserem Alpengebiet, vorzugsweise im einstigen Bündner Bärenland, dem heutigen Nationalparkgebiet, ausgesetzt werde könnte, ist in den letzten Jahren in der Presse recht ausgiebig debattiert worden, und zwar von zuständigen Fachleuten. Befürworter sind der Auffassung, dass auch ein grosses Raubwild, wie der Bär, zur heimischen Tierwelt gehöre, dass der Bär sich vorwiegend von pflanzlicher Kost ernähre und den Menschen fliehe. Auch könnte der Bär dem Bestand an Schalenwild nützlich werden, indem er krankes oder schwaches Jungwild aus der Wildbahn schlage, also eine selektive Reduktion in den Beständen von Hirsch, Reh und Steinbock bewirke. Professor Hediger, der bekannte Zoologe, weist mit besonderem Nachdruck auf die Tatsache hin, dass man auch heute noch im Bären das gefährliche Raubtier sehe, die Bestie, die den Menschen angreife und damit die von ihm begangenen Gebiete unsicher mache. Prof. Hediger schreibt:

«Das am häufigsten vorgebrachte und wirksamste Argument der Gefahr stützt sich auf eine gänzlich falsche Voraussetzung, nämlich auf die, dass jeder freilebende Bär ein Menschenfresser sei. Das ist völlig unzutreffend. Auch der Bär, wie der Löwe, der Hase oder das Reh, folgt im Freileben dem Gesetz der Flucht. Merkwürdig viele Menschen haben Mühe, dieses fundamentale Gesetz tierischen Verhaltens zu verstehen. Sie sehen in jedem grösseren Raubtier sozusagen eine blutrünstige Bestie, die nur darauf wartet, Menschen zu verzehren. Das Gegenteil trifft zu, der Mensch ist der Hauptfeind jeder Kreatur. Kein Wunder also, wenn alle freilebenden Tiere die Flucht vor ihm ergreifen, sobald ein Mensch überhaupt auftaucht. Schliesslich hat in der Schweiz der Mensch die Bären ausgerottet – und nicht umgekehrt. Wenn also Jungbären ausgesetzt würden, wäre ihr erstes Bestreben das, sich von allen Menschen fernzuhalten.»

In einem Artikel in der Schweizer Zeitschrift für Forstwesen setzte sich Forstinspektor Rüedi 1957 für die Erhaltung des Raubwildes ein:

«Zur Lebensgemeinschaft Wald gehört auch die gesamte naturgegebene Tierwelt, inbegriffen das Raubwild. Wir meinen, dass auch der Bär zu dieser naturgegebenen Tierwelt gehört, im besonderen in den Alpen und zumindest in bestimmten günstigen Gebieten, wobei gerade Ostbünden als einstiges Bärenland im Vordergrund steht».

Wollte man Bären im Nationalpark aussetzen, so wäre die entscheidende Frage wohl die: was für Tiere müssten es sein? Eine Bärenmutter mit zwei Jungen? Aber diese Tiere dürften noch mit keinem Menschen in Kontakt oder Abhängigkeit gekommen sein. Ob solche Tiere zur Aussetzung erhältlich wären, ist eine grosse Frage. Wohl die einzige reelle Chance einer gelungenen Wiedereinbürgerung von Bären im rätischen Alpengebiet böte die Zuwanderung aus dem benachbarten Trentogebiet, in dem noch eine kleine Bärenkolonie heimisch sein soll. Füttern dürfte man sie wohl nicht, um sie nicht in irgendeine Abhängigkeit von Menschen zu bringen. Vielleicht würde ihnen das Parkgebiet als Lebensraum zusagen, sie würden darin bleiben. Was wäre dies doch für eine Sensation, der wohl recht bald neugierige Menschen nachgehen würden! Man möchte die Bären sehen, ihnen vielleicht etwas Futter zuwerfen können, ihre Höhle oder ihre Unterschlüpfe suchen und finden. Auch Bilder von Bärenfamilien möchte man haben und daraus Kapital schlagen können. Und eines schönen Tages wäre der Zauber vorbei, die Bären hätten das Gebiet verlassen und würden kaum wiederkehren. Die Unvernunft der Menschen würde alles Planen und Vorsorgen illu-

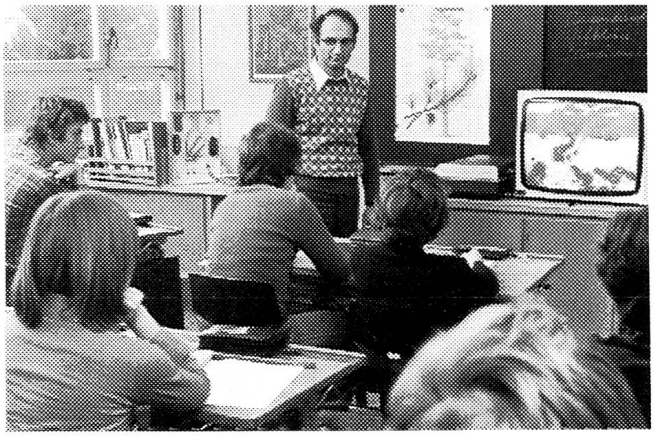
sorisch machen. Da Bären in vielen Belangen anders empfinden und handeln, als es sich der Mensch vorstellt oder es erwartet, könnte es doch einmal zu einem plötzlichen Angriff auf einen Menschen kommen, was sofort die Gegner einer Bärenaussetzung auf den Plan riefe.

So grossartig aus der Sicht eines wahren Naturfreundes der Gedanke, Bären im Nationalpark zu wissen, auch wäre, ist es nach ernsthafter Überprüfung doch besser, sich damit abzufinden, dass der Bär in Graubünden seit 1904 als ausgestorben zu gelten hat.

Der entscheidende, unverzeihliche Fehler wurde im letzten Fünftel des vorigen Jahrhunderts gemacht, als man die totale Ausrottung des Bären zuliess, anstatt den absoluten Schutz zu gewähren. Was damals kurzsichtig, nur vom Schädlichkeitsstandpunkt beurteilt, zugelassen wurde, ist heutzutage kaum mehr zu korrigieren.

L'electricitad e ses numerus programs

Ell'ei: actuala, scientifica, informativa ed ha tensiun. L'electricitad ha numerus programs.



Ovras Electricas Reinanteriur SA ORA